

**Das Schicksal der
Familie Packbier
1944/45**

Elisabeth Packbier berichtete 1995 ihrer Schwiegertochter Anneliese Packbier über das Schicksal der Familie Packbier in den letzten Kriegsmonaten 1944/45.

Elisabeth Packbier geb. Dohmen, damals 39 Jahre alt, führte mit ihrem Mann Jakob Packbier ein Lebensmittelgeschäft in der Josefstraße. Ihre Kinder: Peter, Josef, Willi und Marlies waren schon seit Beginn der Sommerferien auf dem elterlichen Hof in Hamich bei Gressenich in Ferien. Dort konnten sie endlich wieder einmal durchschlafen und mussten nachts nicht wegen Fliegeralarm in den Keller flüchten. Wie so viele in unserem Heimatort dachten Elisabeth und Jakob Packbier, als die Front näherrückte: „In Eilendorf kann es gefährlich werden. Am besten, wir flüchten bis hinter den Westwall. Wenn die Amerikaner den Westwall genommen haben, ist der Krieg bald zu Ende, und wir können wieder nach Hause zurückkehren.“ Was lag näher, als nach Hamich zu flüchten, vor allem, wo dieser alte Hof einen großen, tief in Felsen geschlagenen, alten Braukeller besaß, der sicheren Schutz bot. In Eilendorf wurde die Situation immer brenzlicher, in der Nachbarschaft waren schon manche geflüchtet, und viele packten für die Flucht, auch Elisabeth und Jakob Packbier. Am 10. September 1944 bekamen die Hühner für vier Tage Futter hingestellt, Strom und Wasser wurden abgeschaltet, die Fensterläden verriegelt und nach einem letzten Blick die Haustür abgeschlossen. Leo Meisen, der an der Linde ein Transportunternehmen betrieb, fuhr die beiden samt ihrem Gepäck mit einem Lastwagen nach Hamich.

Auf dem elterlichen Hof und im ganzen Ort wimmelte es von deutschem Militär. Die Soldaten machten einen sehr erschöpften Eindruck, und ihre Fahrzeuge waren in einem schlimmen Zustand. Ein einzelner Panzerspähwagen stand dem Hof gegenüber im Schutz eines Hauses. Viele seine großen Reifen waren total zerschossen. In einer benachbarten Scheune lagen 12 übermüdete deutsche Soldaten, sie waren der Rest einer Kompanie - alle anderen waren in Gefangenschaft geraten, verwundet oder gefallen.

Zunehmend versetzten auch hier Tiefflieger die Menschen in Angst und Schrecken. Einmal entkamen Peter, Josef und Willi nur mit knapper Not einem Tieffliegerangriff. Sie hatten mit anderen Kindern des Dorfes am Waldrand ein Baumhaus gebaut. Plötzlich brauste über die Dächer des Dorfes ein Flugzeug heran und schoss auf den Waldrand. Die Kinder rannten in den Wald hinein und blieben glücklicherweise alle unverletzt. Vielleicht hatte es der Pilot auf Militärfahrzeuge in der Nähe abgesehen oder das Baumhaus für einen Beobachtungsstand gehalten.

In der Nacht vom 15. zum 16. September schossen die Amerikaner zum erstenmal mit Artillerie in den Ort hinein. Die ganze Familie saß im Keller. Das Brüllen der Tiere auf den umliegenden Wiesen drang durch die dicken Mauern bis in den Keller. Es wurde gebetet. Am nächsten Morgen bot sich ringsum ein grausiger Anblick: überall verendete Kühe. Bis zum Abend des 16.9. rückten die letzten Soldaten aus dem Ort ab. Alle in Hamich atmeten auf: endlich nahte das Kriegsende - so glaubten sie. Ein älterer Mann, der in der folgenden Nacht am

Eingang des Felsenkellers Posten bezogen hatte, rief ein über das andere Mal in den Keller hinein „Do henge kumme se“. Schließlich hörte man in den frühen Morgenstunden dieses Sonntags Motorengebrumm und das Geklirr von Kriegsgerät im Ort. Ausgeruhte und gut ausgerüstete deutsche Soldaten der 12. Infanterie-Division zogen ein. Nun fing der Krieg in und um den Ort herum erst richtig an. Deutsche Artillerie auf den Hamicher Höhen beherrschte mit ihren Geschützen das Gelände bis zum Weißenberg und Werth. Die Amerikaner versuchten ihrerseits durch heftiges Artilleriefeuer und Luftangriffe auf den Ort die deutschen Stellungen zu zerstören.

Schon an diesem Tag ihrer Ankunft zogen deutsche Soldaten abends - ihre Stahlhelme mit Zweigen getarnt - in langer Reihe schwer bewaffnet den Hohlweg hinab, der aus dem Ort hinaus Richtung Schevenhütte führte. Am folgenden Nachmittag und Abend fuhren immer wieder Sanitätswagen durch den Ort, manchmal blieben sie auf dem Platz vor dem Hof einige Zeit stehen. Eine Frau, die mit einigen anderen Bewohnern in der Nähe stand, griff die Hand eines Soldaten auf der Bahre eines Sanitätswagens und sagte weinend: „De hat et henger sich“. Die Deutschen hatten am frühen Morgen in einem Überraschungsangriff Schevenhütte zurückerobert. Der Gegenangriff der Amerikaner vertrieb sie bis zum Abend unter fürchterlichen Verlusten wieder aus Schevenhütte.

Die Einwohner des Dorfes hatten natürlich nicht den Überblick über das Frontgeschehen. Nach ihrem Eindruck aber hätten die Amerikaner vor dem 17. September ohne nennenswerte Gegenwehr den Ort erobern und weiter über Heistern vorstoßen können. Möglicherweise wäre es dann nicht zu der Schlacht um den Hürtgenwald gekommen, in der die Amerikaner so gewaltige Verluste erleiden sollten.

Die Gründe für den Stopp des amerikanischen Vormarschs sind in vielen Beschreibungen des Kriegsgeschehens ausführlich erörtert worden. Über die damals verpassten Möglichkeiten ist aber wenig zu lesen.

Albert Trostorf schreibt in seiner informativen Internetseite Merode.com:

Am 12. September 1944 hatten die ersten amerikanischen Einheiten bei Roetgen, südlich von Aachen die deutsche Grenze überschritten und innerhalb weniger Tage stieß eine Kampfgruppe der 9th US Infantry Division und der 3rd US Panzerdivision durch den sogenannten „Stolberg Korridor“ bis nach Schevenhütte vor. Zu diesem Zeitpunkt befand sich in diesem Raum keine geschlossene deutsche Einheit mehr und für die Amerikaner wäre es ein Kinderspiel gewesen, auf Düren oder gar auf Köln vorzustoßen, aber infolge von Nachschubproblemen und der Beginn der britisch-amerikanischen Offensive bei Arnheim und Nimwegen kam der amerikanische Vormarsch erstmals zum Erliegen. Weitere Gründe dafür waren, dass die Alliierten eine Sprengung der Urft- und Rurtalsperre befürchteten, welche sich noch in deutscher Hand befanden und somit das gesamte Rurtal überflutet hätten.

Der ehemalige Offizier des damals dort eingesetzten deutschen Grenadier-Regiments 48 der 12. Infanterie-Division beschreibt in seinem Buch

"Zerschossene Heimat"

ausführlich das Kriegsgeschehen in diesem Frontbereich. Er schreibt:

„Im Raum südöstlich von Aachen stieß das VII. Korps der 1. US-Armee Mitte September 1944 durch die beiden Westwall-Linien bei Aachen und Stolberg in einem Fronteinbruch von circa 15 Kilometer Tiefe, der als »Stolberg-Korridor« in die Militärgeschichte eingegangen ist. Die noch vorhandenen schwachen deutschen Kräfte waren nicht in der Lage, den überlegenen, vollmotorisierten Feind, der auch die totale Luftherrschaft besaß, aufzuhalten. Für diese Aufgabe bedurfte es auf deutscher Seite mindestens einer zusätzlichen, frischen, kampfstarken Division. Dazu wurde die bis dahin an der Ostfront eingesetzte und im Sommer 1944 beim Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte fast zerschlagene, in Westpreußen inzwischen wieder aufgefüllte, bewährte 12. Infanterie-Division bestimmt. Sie wurde im Eiltransport an die wankende Westfront gebracht und hier sofort ab dem 17.9. bataillonsweise gegen den mächtigen Feind angesetzt, um ihn aus der Westwall-Linie bei Stolberg und Mausbach hinauszudrücken. In heftigen, verlustreichen Kämpfen (1. Aachen-Schlacht) konnte allerdings nur der weitere Vormarsch der Amerikaner bei Mausbach und Stolberg vorerst gestoppt werden. Die übereilten Versuche des Gren.-Regt. 48, Mausbach und Schevenhütte zurückzuerobern, scheiterten unter hohen deutschen Verlusten, und Stolberg selbst wurde für zwei Monate eine geteilte Frontstadt. So bedeutete das Eingreifen der deutschen 12. InfDiv für die hiesige Zivilbevölkerung ein großes Unglück: Die meisten Bewohner mussten in die Evakuierung fahren, und die Heimat wurde durch die folgenden Stellungskämpfe bis Mitte November weitgehend zerstört; viele der hier gebliebenen Zivilisten verloren durch den Beschuss ihr Leben, das Gelände wurde verwüstet und vermint, die Wälder zersplittert und verbrannt, das Vieh weggeführt oder getötet und insgesamt das Ende des längst verlorenen Krieges um einige Wochen hinausgezögert.“

Die 13 Familienangehörigen der Familien Dohmen-Packbier und Nachbarn lebten nun mitten im Frontgebiet und verbrachten die Nächte und größtenteils auch die Tage im Keller. Immer wieder die Hoffnung: „Jetzt kommen die Amerikaner - endlich werden wir erlöst!“ Doch die Front blieb stehen. Gegen Ende September standen morgens früh schwer bewaffnete Angehörige einer SD-Einheit auf dem Hof und befahlen in barschem Ton: “Sofort räumen!” In aller Eile wurde das ‘Nötigste’ zusammengetragen, ein kleineres Pferd vor einen zweirädrigen Karren gespannt, die Oma, eine alte Tante, Schwägerin Gerta

Dohmen, sechs Kinder und das Gepäck notdürftig auf der Karre untergebracht, und los ging die Fahrt in Richtung Langerwehe - Düren, wie der SD-Mann angeordnet hatte. Da der Karren beim besten Willen nicht mehr Personen mitnehmen konnte, fuhren Elisabeth Packbier und ihr Sohn Peter mit Rädern hinterher, nachdem sie sich noch einmal vergewissert hatten, dass nichts Wichtiges vergessen worden war. Die Fahrt über die Waldstraße nach Langerwehe war unheimlich, Detonationen in der Nähe ließen die Flüchtlinge immer wieder zusammensucken. Hinter Langerwehe im offenen Gelände zerrte die Angst vor Tieffliegern an den Nerven. Als sie unterwegs einmal nicht mehr weiter wussten, kamen Elisabeth die Tränen. Ein deutscher Offizier, der vorbeigefahren kam, hielt an und fragte: "Warum weinen Sie?" "Ich weiß nicht mehr: wohin und woher, wir sind alleine, und die übrige Familie ist weg!" Er antwortete: "Eine deutsche Frau weint nicht! Fahren Sie in Richtung Eschweiler über Feld, dort werden Sie Ihre Familie wiederfinden."

In Eschweiler wurden die Flüchtlinge in alten kleinen Landarbeiter-Katen untergebracht - lehmverputzte, muffig riechende, primitive Unterkünfte. Besonders die Kinder litten unter den schlimmen hygienischen Verhältnissen in dieser Unterkunft. Glücklicherweise waren die freundlichen Ärzte einer Sanitätsstation der Wehrmacht zur Hilfe stets bereit. Über den ganzen Ort waren viele Flüchtlinge verteilt, und es kamen noch immer neue hinzu. In dieser Unterkunft blieb die Familie 6-7 Wochen. Trotz der vielen Tieffliegerangriffe und der primitiven Unterkunft war diese Zeit nach den Tagen in Frontnähe fast erholsam.

Mitte November wurden alle Flüchtlinge zu einem vorher angekündigten Termin auf Militärfahrzeugen mit ihrem Gepäck zum Bahnhof Nörvenich gebracht. Dort wartete ein riesig langer Zug - bestehend aus sehr langen, altertümlichen Wagen. Der Zug wurde brechend voll. Alle waren froh, dass sie wenigstens sitzen konnten, allerdings auf primitiven Holzsitzen - zwei Tage und zwei Nächte. Die mitgenommene Essensration reichte nicht für diese Zeit. Ab und zu wurde auf einem Bahnhof einmal eine Kleinigkeit hereingereicht - aber was war das schon für so viele Menschen? Die damals fünfjährige Marlies erkrankte an einer eitrigen Angina. Überlastete Rote-Kreuz-Helferinnen, die nachts auf einem Bahnhof um Hilfe gebeten wurden, waren mit ihren Nerven am Ende und reagierten barsch. Der Zug musste immer wieder Ausweichstrecken benutzen. Manchmal blieb er längere Zeit stehen. Es hieß dann, er dürfe wegen Fliegeralarms die nächste Stadt nicht durchfahren. So blieb er in der Nähe von Hagen mitten auf einer Eisenbahnbrücke stehen. Großalarm! Unten kreuzten eine Straße und eine weitere Eisenbahnlinie, zuunterst glitzerte ein kleiner Fluss. Alle Erwachsenen waren sich der großen Gefahr bewusst: Eisenbahnlinien waren besondere Angriffsziele der Tiefflieger. Manche beteten, manche weinten, Kinder schrieten - und mitten in diese angstvolle, spannungsgeladene Situation die Stimme eines Stolbergers: "Finche, ich han et dich jo emmer jesaat: wat nüüs koost, dat ist ooch nüüs!" Trotz aller Angst begannen viele zu lachen.

Endlich hielt der Zug in der Dunkelheit auf dem Bahnhof Ferna in Thüringen. Familie Packbier konnte beim Pfarrer des Ortes einen Leiterwagen leihen, auf dem die wichtigsten Habseligkeiten verstaut wurden. Herr Peters, der Ortsgruppenleiter der Gemeinde Tastungen, begleitete Familie Packbier: Eltern, Oma, Großtante und vier Kinder bei ihrem Zug zu dem etwa 2 km oberhalb von Ferna gelegenen Ort und zu dem Haus, das sie aufnehmen sollte. Als die alleinstehende Besitzerin des Hauses die große Familie in ihrer Wohnung sah, schlug sie die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Unter Tränen sagte sie zum Ortsgruppenleiter: "Ich habe nur ein kleines Haus und soll so viele Personen aufnehmen, Sie haben ein großes Haus und nehmen keinen auf." Daraufhin sagte Herr Peters zur Familie Packbier: "Kommen Sie mit mir, bis morgen früh können Sie bei uns bleiben, und dann werden wir weitersehen". Müde erreichten sie das große Anwesen, ein Rittergut mit vielen großen Räumen und vielen Stallungen. Frau Peters kam ihnen freundlich entgegen und wies ihnen eine Küche in einem Nebengebäude und einen großen Raum zu, wo sie alle schlafen konnten. Am nächsten Morgen entschied Frau Peters: "Wenn sie bleiben möchten und mit dem Platz auskommen, können sie gerne hier wohnen bleiben." Die Eltern waren froh, eine Bleibe zu haben. Frau Peters war eine liebe Frau, aber im Haushalt ziemlich unerfahren. Elisabeth Packbier machte sich überall nützlich und erhielt für ihre tüchtige Mitarbeit als Gegenleistung Nahrungsmittel vom Bauernhof für ihre große Familie. Sie wusch die langen Übergardinen an den hohen Fenstern der unbenutzten Räume und nähte daraus Wäsche für die Kinder der Gastgeber. Oma und Großtante riffelten die gehäkelten Bettdecken, die in großer Zahl im Keller lagerten, und strickten für die Kinder der Familie Peters nötige Unterwäsche, während Elisabeth Packbier mit und mit den in langer Zeit angewachsenen Berg ungeflickter und ungestopfter Wäsche wieder ausbesserte. Nachmittags half Elisabeth Packbier noch einige Stunden in einer Bäckerei und erhielt als Gegenleistung Brot für ihre große Familie.

Die drei Jungen der Familie wurden bald nach der Ankunft in die einklassige Volksschule des Ortes aufgenommen. Für die einheimischen Kinder waren die Flüchtlingskinder zunächst eine Quelle ständiger Belustigung. In dieser Gegend sprach man ein sehr gutes Hochdeutsch; die Aussprache des 'g' und 'ch' der Eilendorfer Kinder muss für die Mitschüler wohl exotisch geklungen haben. Doch sehr bald hatten die Kinder sich aneinander gewöhnt, und manche Freundschaft wurde geschlossen. In dem Ort Tastungen glaubten auch Ende 1944 noch viele an einen deutschen Endsieg. Der Ortsgruppenleiter, Herr Peters, war einer der wenigen im Ort, mit dem man offen reden konnte. Als wieder einmal, wie so oft, viele amerikanische schwere Bomber dicht an dicht über ihren Köpfen nach Osten flogen, fragte Elisabeth Packbier Herrn Peters: "Sie glauben doch wohl im Ernst nicht mehr an den Endsieg?" Er schüttelte den Kopf und antwortete: "Sagen Sie das um Himmelswillen nicht laut im Ort, das könnte böse Folgen haben."

Die Amerikaner näherten sich Thüringen. Herr Peters erhielt noch wenige Wochen vor Kriegsende den Gestellungsbefehl. Jakob Packbier begleitete ihn nach Göttingen und erklärte auf dem Amt: dass Herr Peters auf dem 400 Morgen großen Hof unabhkömmlich sei. Daraufhin wurde Herr Peters beurlaubt. Aus Freude darüber schlachtete er zu Hause ein Schwein und schenkte das Fleisch der Flüchtlingsfamilie. Die Amerikaner waren mittlerweile - um den 10. April 1945 - schon ganz nah und schossen in den Ort. Die letzten deutschen Soldaten verließen in einem kurzen traurigen Zug das Dorf. Viele hatten ihre Gewehre und andere Ausrüstungsgegenstände in einen kleinen Weiher am Rande des großen Hofplatzes geworfen. Alle Hofbewohner suchten Schutz im großen Kartoffelkeller unter dem Haupthaus. Dort blieben sie auch in der Nacht. "Wir müssen die weiße Fahne heraushängen, wie sollen wir das tun, und wer macht das?" fragte Frau Peters. Elisabeth Packbier holte aus einem Schuppen eine Bohnenstange, befestigte an der Spitze ein Bettuch und ließ das weiße Laken aus dem Dachfenster des über dem Ort gelegenen Hofes herausflattern. Acht Tage nach dem Einmarsch der Amerikaner wurden alle 'Ausländer' zu einer Agentur bestellt, welche die Rückführung der Fremdarbeiter und anderer Ausländer organisierte. Als Niederländer erhielten auch Elisabeth und Jakob Packbier diese Aufforderung. Familie Peters empfahl den Eltern Packbier, zunächst alleine die Heimfahrt anzutreten, da nicht feststand, ob sie zu Hause noch ein Dach über dem Kopf hatten. Mit einfachen Lastwagen wurden die 'Ausländer' in die Nähe von Duderstadt gebracht, schliefen hier in einer Bergwerks- Kantine und wurden von dort weiter nach Erfurt gebracht, wo sie 8 Tage mit vielen Ausländern vielerlei Nationen in einer Kaserne auf dem Boden schliefen. Schließlich wurden sie von amerikanischen Soldaten entlaust und nach Fahrtrichtungen 'aussortiert'. Elisabeth und Jakob Packbier wurden einem Transport nach Maastricht zugeteilt. Leider durften sie nicht - wie geplant - in Aachen den Zug verlassen, sie mussten mit nach Maastricht. In Maastricht wurden sie in einem großen Kirchenraum mitten in der Stadt untergebracht und schliefen dort auf dem Boden. Endlich erhielten sie die Erlaubnis, mit einem Zug heimwärts zu fahren.

Die Fahrt endete am Westbahnhof. Elisabeth Packbier ging zu Fuß nach Eilendorf, während Jakob Packbier mit dem Gepäck wartete, bis ihn einer mitnahm, da er die Sachen nicht so weit schleppen konnte. Das Haus stand noch. Elisabeth Packbier schloss die Haustür auf und betrat nach fast 9 Monaten wieder ihr Haus. Die obere Etage war einer Familie zugewiesen worden, die unteren Räume, vor allem die Geschäftsräume, waren sehr mitgenommen, durchwühlt und verschmutzt. Dicke Kabelstränge führten durch glaslose Fensterrahmen nach draußen. Strom und Wasser funktionierten nicht. Das augenblickliche Regenwetter kam diesmal gelegen: Elisabeth Packbier stellte eine Waschbütte unter die kaputte Dachrinne und fing so das nötige Wasser auf. Freundliche Nachbarn halfen sehr schnell.



Nach acht Tagen fuhr Jakob Packbier wieder nach Thüringen. Eine Eisenbahnfahrt war damals in Deutschland keine einfache Sache. Meistens war man schon froh, wenn man einen Güterzug mit geschlossenen Waggons erwischte, der wenigstens ungefähr in Richtung des Reiseziels fuhr. Oft musste man mit offenen Waggons vorlieb nehmen. Jakob Packbier wollte die vier Kinder, seine Schwiegermutter und die alte Tante zurückzuholen, doch waren inzwischen in Tastungen russische Soldaten eingerückt (Am 21. Juni 1945 zogen sich alle alliierten Truppen auf die vorgesehenen Besatzungszonen zurück). Die russischen Soldaten verhielten sich entgegen allen Befürchtungen korrekt. Allerdings waren die Menschen verunsichert, weil die Russen sofort überall Schlagbäume und hohe Beobachtungstürme errichteten. Ein Übertritt in die nahe britische Besatzungszone war streng verboten. Als Jakob Packbier wieder nach Tastungen zurückgekehrt war, beschloss er angesichts der ungewissen Aussicht auf Passierscheine, mit der Familie über die 'grüne Grenze' in die britische Besatzungszone überzuwechseln. Herr Peters war gerne bereit, ihn dabei zu unterstützen. Es war ein herzlicher Abschied der beiden Familien voneinander. Herr Peters lud mit einem Knecht alles auf einen großen Wagen, spannte zwei Pferde vor, und beide lenkten den voll beladenen Wagen über Feld- und schließlich Waldwege nach 'drüben'. Alle atmeten erleichtert auf, als eine Bachfurt anzeigte, dass man die thüringische Grenze erreicht hatte. Gleich hinter der Grenze besorgte Herr Peters den Flüchtlingen im Ort Immingerode bei Duderstadt in einem Bauernhaus ein Quartier. Dann fuhr er

wieder nach herzlichem Abschied mit dem Knecht auf Umwegen in seinen Heimatort zurück.

Nach wenigen Tagen trat Jakob Packbier mit seinen Söhnen Peter, Josef und Willi die Heimreise an; die Oma, die Großtante und die kleine Schwester Marlies blieben mit dem Gepäck noch für einige Zeit in dem Bauernhaus zurück, denn die Fahrt war sehr beschwerlich. Von Göttingen ging die abenteuerliche Fahrt in manchmal offenen Güterwaggons Richtung Heimat. Da viele Strecken nur eingleisig befahren werden konnten, mussten die Züge oft längere Zeit warten. Behelfsbrücken über die Flüsse wurden nur ganz langsam passiert. Solche Flussüberquerungen waren nur etwas für Schwindelfreie. Da die Brücken weder seitliche Stege noch Geländer hatten, sah man aus den Waggons unmittelbar auf den in der Tiefe fließenden Fluss. Alle Waggons waren überfüllt. Die Güterzüge ruckten hart beim Anfahren und Halten. Einmal fiel beim plötzlichen Anfahren eine Frau so unglücklich hin, dass sie sich ein Bein brach. Zwei Tage und eine Nacht dauerte die anstrengende Fahrt und endete am Westbahnhof in Aachen. Von dort aus zogen der Vater und die drei Söhne zu Fuß nach Eilendorf und waren überglücklich, als sie endlich wieder ihr Haus betraten. Die Mutter hatte in der Zwischenzeit ihr Möglichstes getan, um alles wieder soweit herzurichten, wie sie konnte. Nach einigen Tagen wiederholte Jakob Packbier die anstrengende Fahrt und holte auch das jüngste Kind, die Oma und die Großtante. Nun waren wieder alle daheim.